

# Monatsblätter

Organ des Vereins „Breslauer Dichterschule“.

Preis für das Halbjahr 1 Mk. 50 Pf. oder 85 Kreuzer Oesterr. oder 65 Kopfen russisch oder 1 frks. 85 Cent. lateinische Währung  
außerhalb des Westpostvereins 1,80 Mk. bei directer Zustellung.

19. Jahrgang.

Breslau, August 1893.

Nr. 8.



## Traurige Mär.

Ich weiß an stiller Halde  
Eines fleißigen Schreiners Haus.  
Aus dem Fenster schaut nach dem Walde  
Eine liebliche Jungfrau heraus.

Der Morgenwind hat mit den Zweigen  
Geklopft an das Fensterlein.  
Was war's nur? Es klang ja so eigen,  
Als wollt' ein Gast herein.

Durch den Wald der Bach seine Wege  
Mit heimlichem Rauschen zieht.  
Es singt dazu die Säge  
Ein seltsam trauriges Lied.

Einen Hufschlag hört man schallen,  
Ein Reiter verkündet die Mär',  
Daß des Mädchens Liebster gefallen  
Auf blutiger Haide wär'.

Und als der Abend verglommen,  
Klopft's wieder an's Fenster leis.  
Ein stiller Gast ist gekommen,  
Dem Keiner zu wehren weiß.

Vollendet auch steht zur Stellen  
Der tannene Todtenschrein.  
Der Meister und die Gesellen  
Betten weinend die Maid hinein.

1275.

Am Wartthurm schritt in finst'rem Sinnen  
Der kühne Basler auf und ab,  
Und schlug voll Grimm die Mauerzinnen  
Mit seinem gold'nen Hirtenstab.

Und wenn vom moosbegrüntem Baue  
Ein Kiesel sprang aus engem Kreis,  
So krümmte höhnisch sich die Braue  
Des Bischofs: „Wünsch' viel Glück zur Reis'!

fahr hin! das wird Dir trefflich danken  
Des Habsburg's kecker Heeresbann. —  
Brächt' er Dich selber erst ins Wanken,  
So kostet's ihn wohl manchen Mann.

Zween Monde liegt er vor der Veste  
Und stößt ins Horn und stürmt und ficht,  
Jedoch den Nar im Felseneste,  
Den Basler Bischof, kriegt er nicht!

Ei ja, ich glaub' es gern, das hieße  
Ein Fang, der flugs in hellem Glanz  
Des Gräfleins Namen strahlen ließe —  
Der lohnte schon den Waffentanz!

Zween Monde bin ich schon belegen  
Von diesem Habenichts — o Gift  
Und Tod! — und keine Hilfe regen  
Seh' ich, so weit mein Auge trifft.

Doch spute Dich zum letzten Streiche,  
Mein Held, der Dich zum Ziele führt,  
Da draußen wird im röm'schen Reiche  
Ein neues Kaiserlein geführt.

Das wird den Jagdmuth Dir versalzen  
Nach einem freien Reichsvasall'n,  
Dir zeigen, wie die Hähne balzen,  
Will sie ein Troßbub überfall'n.“ — —

Und wieder schritt in finst'rem Sinnen  
Der kühne Basler auf und ab,  
Und schlug voll Grimm die Mauerzinnen  
Mit seinem gold'nen Hirtenstab. —

Da kam's die Trepp' herausgeflogen,  
Ein Knapp', schwerkeuchend, matt und sahl,  
Von Staub und Schweiß das Kleid umzogen:  
„„Herr! Botschaft von der Fürstenwahl!““

Der Krummstab fiel mit dumpfem Klirren:  
„Sprich schnell! Wer ward's — der Ottokar? —  
Eint sich nach zwanzigjäh'r'gen Wirren —  
Der böhm'sche Leu dem deutschen Nar?“

„„Mit dem war nicht das Glück im Bunde,  
Was sollt' der Böhm' auf Rothbarts Thron —  
Rudolf von Habsburg ist's zur Stunde;  
Die Boten sind im Lager schon.““

Erstaunt hielt da die Händ' erhoben  
Der Herr im Basler Felsenest:  
„Nun lieber Herregott da droben  
Nimm Dich zusammen' und sitze fest!“

Wien.

Ottokar Stauf von der March.



## Im Streben.

In Gluth und Qual und Ringen,  
Was bangst Du immerdar,  
Was neidest Du die Schwingen,  
O Herz, dem kühnen Nar?

Er strebt in Lebenswonne  
Hinauf, der Sonne zu,  
Und doch bleibt er der Sonne  
So himmelfern, wie Du.

Nicht höher kann er schweben,  
Bis daß sein Aug' ermißt,  
Wie klein das Erdenleben  
Und wie es einsam ist.

Breslau.

Paul Barsch.

## Der arme Fischer.

Ein armer Fischer hatte  
Ein Schloß im tiefen Meer —  
Sie waren Gattin und Gatte,  
Die schönste Nixe und er.  
Ward ihm das Treiben droben  
Zu dumm und schwül und bunt,  
Sprang er ins Wellentoben  
Und hing an ihrem Mund.

Da ward's in seinen Sinnen  
So weit und wunderbar.  
Und er erschaute innen  
Und außen Alles klar:  
Der Seele Heimlichkeiten  
In ihrer Räthselmacht,  
Der Schöpfung Riesenweiten,  
Des Chaos wüste Nacht.

Er sah die Alpe thronen,  
Die Stirn jungfräulich weiß,  
Und unerforschte Zonen,  
Umwehrt von ew'gem Eis,  
Hörte die Wasser brausen  
In Norwegs Felsenbucht,  
Und über Klippen sausen  
Des Niagara Flucht.

Die bunte Stambul fränzte  
Den Strand des Bosphorus,  
Und märchenhaft erglänzte  
Die Stadt am Tiberfluß.  
Er sah zehntausend flaggen  
Den blauen Ocean  
Mit seinem Riesennacken  
Zornschäumend unterthan.

Ihm war es, als ertöne,  
Der Glocke gleich, sein Herz:  
Das Ewige, das Schöne  
Schlug drau wie klingend Erz,  
Von Melodie durchronnen  
Und an Gesänge reich,  
So fühlt er höchste Wonnen,  
Dichter und Gott zugleich.

Schied er aus dem Palaste,  
Sah sie ihn an so bang  
Und schmeichelte: „O raste  
Auf Erden nicht zu lang!  
Und meide ihre Schlingen  
Und bleibe mir getreu.  
Nur ich allein kann bringen  
Ein Glück Dir, immer neu.“ —

Doch heimlich in ihm garte  
Ein toller böser Drang,  
Der seinen Frieden störte,  
Der seinen Willen zwang.  
Und in das Weltgewühle  
Sprang seine volle Kraft  
Und gab sich ganz zum Spiele  
Dem Sturm der Leidenschaft.

Umgirrt von Buhlerinnen,  
Betäubt von Weinesdunst,  
Hohnlacht mit wirren Sinnen  
Er seiner Göttin Gunst.  
„Genießen bis zur Bahre  
Will ich in trunk'ner Hast!“  
So ging es manche Jahre  
Bis ihn der Ekel faßt.

Mitten aus dem Genuße  
Von Sehnsucht übermannt  
Kehrt er mit flüchtigem Fuße  
Suchend zurück zum Straud.  
Doch wie sein Auge irrte,  
Vom Meer nicht eine Spur;  
Wo sonst die Welle flirrte  
Starrt öd' die Erde nur.

Ein Moorland nur, ein kahles,  
Von keinem Hauch belebt,  
Und in der Luft ein kahles  
Gebild aus Dünsten schwebt.  
Staubregen rieselt leise  
Auf's schwärzlichgraue Land.  
Aufzuckt am Himmelskreise  
Entfernter Blitze Brand.

Ein Feu, noch in der Höhle,  
Der ferne Donner tost.  
Da wich aus seiner Seele  
Der allerletzte Trost:  
„Versunken — ja versunken!  
Das Haupt ist wüst und leer,  
Die reinen Himmelsfunken  
Erglühn nimmermehr!“

Und hin sinkt er mit Stöhnen  
Auf seines Glückes Gruft! —  
Da plötzlich geht ein Tönen  
Verheißend durch die Luft.  
Er hebt den Blick — und schimmern  
Sieht er eine Blume hold  
Und eine Perle flimmern,  
Wie nur das Meer sie zollt! —

„Sie hat mich nicht vergessen“  
Ruft seelig ahnend er —  
Und seine Thränen nassen  
Die Pfänder, reueschwer!  
Brennt fürder seine Wunde,  
Verzagt er nun doch nie! —  
Tröstend in trübster Stunde  
Naht ihm — die Poesie.

Breslau.

Alfred Streit.



## Lumpenhochzeit.

In der alten Haideschänke  
Zittern heute Diel' und Decke,  
Reichlich fließen die Getränke,  
Daß der Braten besser schmecke.  
Hochzeit hat die rothe Jule  
Mit Hansjörg, dem Pferdediebe, —  
Sitzen auf bekränztem Stuhle,  
Schon beseelt von Grogg und Liebe.

Jules Bräut'gam ist ein hag'rer  
Kings gefürchteter Gefelle,  
Seine Gäste: Wegelag'rer,  
Fürchten sämmtlich sehr das Helle.  
Diese Hochzeit kam der Bande  
Just zu frechem Spiel gelegen:  
Im gestohl'nen Meßgewande  
Sprach der Erzhelm Schnipps den Segen.

Holla! braune Betteljungen,  
Flöten laßt und Fiedeln tönen!  
Hei! da drehen sich und schwungen  
Schwarze Bursche, wilde Schönen.  
Auch der Bräut'gam wirbelt seine  
Dralle Braut durch Flur und Stube —  
Fußgetrampel und gemeine  
Scherze füll'n die Mördergrube.

Draußen plötzlich tönt ein Pfeifen . . .  
 Schrecken malt die Angesichter;  
 Kreischend nach den Bündeln greifen  
 Sieht man rasch das Diebsgelichter.  
 „Die Gensdarmen kommen! — munter!“ —  
 Und ein fluchen war's und Toben —  
 Stolpernd ging es d'rauf und d'runter,  
 Eh' sie auseinanderstoben.

Schnapphans griff nach seiner Tasche,  
 Puff zum Rock und Krack zum Hute,  
 Ene nach der Brantweinflasche —  
 Hansjörg schwang sich auf die Stute  
 Und ließ seine Braut im Stiche,  
 Um bequemer zu verschwinden! —  
 Doch die kennt die Strich' und Schliche  
 Und wird ihn schon wiederfinden.

Berlin.

Richard Zoozmann.



## Drei Liebeslieder.

### I.

Wir liebten uns in dämmerdunk'len Wegen  
 Es schwamm der Mond im warmen Sommerregen  
 Gleich einem Glück, enttaucht dem Schooß der Zeit,  
 Wie Liebe, süß verträumt in Heimlichkeit, —  
 So hat sein Bild im grünen Teich gelegen — . . . .  
 Wir liebten uns in dämmerdunk'len Wegen . . . .

Und von den Zweigen tropfte leis der Regen,  
 Hollunderdüfte hauchten uns entgegen . . . .  
 Das Buschwerk rauschte unsern Schritten nach,  
 Und hinter Deines Schirmes rothem Dach  
 Verstummten wir in süßer Liebesfeier . . . .  
 Da riß ich fiebernd Dir den braunen Schleier —  
 In süßer Hast vom thauigfeuchten Mund —  
 Da küßt' ich Deine rothen Lippen wund . . . — —  
 So hab' ich in den sommerschwülen Wegen,  
 Vom Glück betäubt, an Deiner Brust gelegen . . . .

Aus fernen fiel, — ein Warneraug' der Welt —  
 Ein blinzelnd' Licht in unser Liebeszelt . . . . .

II.

Wir gingen in gelben Aehren . . . .  
 Nachmittagsstille! Von Grillenheeren  
 Nur ein summender Sang,  
 Nur der leise Klang  
 Verliebter Worte,  
 Ein Rascheln von Deines Kleides Vorte  
 Ein flüstern der gelben Aehren . . . .

Am Feldrain saßen wir nieder . . .  
 Leises Knistern von Deinem Nieder . . .  
 Kornblumen standen  
 Zu Häupten uns, wir wanden  
 Zu Kränzen sie, und bliesen vom Mohn  
 Die rothen Fahnen — kein Ton —  
 Nur summende Grillenlieder . . . .

Und der Abend kühlte die Aehren —  
 Unsere Augen, die liebeschweren,  
 Tranken den Purpurwein  
 Der Abendröthe in sich hinein,  
 Unsere Seelen dämmernd versauften —  
 In Frieden — in wonneschweren.

III.

Der Sturmwind kam und fegte rein den Himmel,  
 In einer Ecke fern im Osten lag  
 Noch wie ein Häufchen Staub ein grau Gewimmel,  
 In Abendröthen endete der Tag.

Auf uns'ren Herzen lag wie dumpfe Schwüle  
 Tagüber sündigheißer Liebeslust,  
 Der Abend brachte erst mit Sturmeskühe  
 Den blauen Himmel auch in uns're Brust.

Nun flüstern, Blumen gleich im weichen Winde,  
 Satt uns're Seelen sich nach all' der Noth, —  
 Ein Häufchen stiller Staub ruht fern die Sünde,  
 Beleuchtet von der Liebe Abendroth . . . .

Berlin.

Hans Benzmann.



## Gerechtigkeit.

Es haben tausend edle Menschen schon  
 Geträumt von einem Reiche der Gerechten,  
 Wo allen guten Thaten winkt der Lohn,  
 Wo Strafe dräut dem Bösen und dem Schlechten. —  
 Ein schöner Traum! Ein Traum aus Himmelshöh'n!  
 — Wir werden nie gerecht durch's Leben geh'n!

Nur ein Allwissender vermöchte ja  
Den Urgrund des Geschehens zu erfassen;  
Was ist's, was ich mit Menschaugen sah,  
Was mir gebot zu lieben und zu hassen?  
Hab' ich der Tiefe Tiefen denn geseh'n?  
— Wir werden nie gerecht durch's Leben geh'n!

Kein Richter, der je frei sein Urtheil sprach!  
Nur fremdem Spruche beugen wir uns schweigend,  
Nur fremdes Urtheil stammeln blind wir nach,  
Das Haupt vor dem Gewordenen verneigend!  
Ist uns nicht „Schlechtes“ schlecht und „Schönes“ schön?  
— Wir werden nie gerecht durch's Leben geh'n!

Frankfurt a. M.

Arthur Pfungst.



## Junge Mutter, matt und bleich.

Junge Mutter, matt und bleich  
Ruhst Du jetzt in tiefem Schlummer,  
Gestern noch in Noth und Kummer,  
Heute stolz und überreich.

Neben Dir im Dämmerdchein  
Athmet leis ein junges Leben,  
Schläft Dein süßes Kind, und eben  
Tritt Dein Gatte lauschend ein.

Als ein glückverstummtter Mann  
Wird er froh des Wunders inne,  
Das allein die heil'ge Minne  
Lebenweckend wirken kann.

Sinkend an des Lagers Rand  
Küßt er, wie des Heilands Wunde  
Wird geküßt von Beters Munde —  
Deine schmerzzerblaßte Hand.

Wendet wieder sich zum Geh'n. —  
Räthselvoll und traumumspinnen  
Sieht er sich in stummen Wonnen  
Auf des Lebens Höhen steh'n.

Breslau.

Rudolf Liebisch.





## Oscar Justinus

### in seiner literarischen Thätigkeit.

Von Sigmar Mehring, Berlin.

Es ist in Deutschland und namentlich in Schlesien nichts auffallendes, daß ein ideal angelegter Poet aus dem Kaufmannsstand hervorgeht. Wir brauchen nur an die Lyriker Freiligrath und Mittershaus, an den Dramatiker Lubliner zu erinnern und an die Thatfache, daß gerade von der Breslauer Dichterschule einige der verdienstvollsten Kräfte der Kaufmannschaft angehören. Oscar Justinus, der Sohn eines angesehenen und vornehmen Breslauer Großhändlers, war dazu bestimmt, mit einem seiner vielen Brüder das vom Vater, dem österreichischen Generalkonsul Sohn, gegründete Handelshaus fortzuführen und fügte sich diesem Beruf, so gut es gehen wollte. Da es aber nicht gut ging, so entschloß er sich endlich, als er schon sein 35. Lebensjahr überschritten hatte, die bisherige, ihm aufgezwungene Thätigkeit aufzugeben und sich — wie es seinen Neigungen und Anlagen entsprach — literarisch zu beschäftigen. Mehrere Gelegenheitsdichtungen, die in seiner Kaufmannszeit entstanden waren, verriethen seine ungewöhnliche Begabung für die humoristische Auffassung aller Vorgänge, die sein scharfes Auge beobachtete, und sein Talent für dramatische Wirkungen. Es konnte daher die Freunde des literarischen Neulings nicht überraschen, daß gleich eines der ersten Bühnenstücke, die Oscar Justinus aus der stattlichen Reihe seiner dramatischen Versuche der Oeffentlichkeit übergab, einen außergewöhnlichen Erfolg hatte. „Unser Zigeuner“, ein Lustspiel in 4 Aufzügen, erblickte im Jahre 1878 in Breslau zum ersten Male das Lampenlicht der Bühnenvest. Das Stück schildert uns die beschränkten, lächerlichen Anschauungen einer in vornehmer Zurückgezogenheit verkleinstädterten Familie, die durch die freien Sitten eines aus Amerika heimgekehrten Betters aufgeschreckt, allmählich zu der Erkenntniß gelangt, daß die Ungezwungenheit „unseres Zigeuners“ würdiger und ungleich angenehmer ist, als die antiquirten Gepflogenheiten ihres bisherigen Verkehrs. Der Dichter führt uns reizende, dem Leben abgelauschte Scenen vor, wie den Geburtstag eines Backfisches, der in Entzücken geräth, weil ihm eine Freundin

ein Arbeitskästchen schenkt, und dann zu seinem wachsenden Schrecken nach einander fünf solcher Kästchen bekommt, bis das Mädchen schließlich beim Empfang des letzten Arbeitskästchens in Thränen ausbricht. Die Rolle des „Zigeuners“ ist noch heut das Virtuosenstückchen eines sehr bekannten Hoffchauspielers.

Der Beifall, den dieses Lustspiel fand, ermunterte Oscar Justinus zu eifrigem Schaffen für die Bühne. Er siedelte nach Berlin über und versetzte im Verein mit dem Komiker und Possendichter Wilcken die beiden urberlinischen Schwänke: „Kyrix-Pyrix“ und „Apfelröschen“, von denen besonders der erstere einen nachhaltigen Erfolg erzielte. In diesen Stücken ist namentlich die derbe Komik, die wohl auf den Einfluß von Wilcken zurückzuführen ist, zur höchsten drastischen Wirkung gebracht. Andere Bühnenstücke, die Justinus allein entwarf und ausführte, zeigen einen feineren Humor, allen voran das vieraktige Lustspiel: „Griechisches Feuer“, dem sich die strengbewachten Thore des Burgtheaters öffneten, und der Einakter: „Die Ehestifterin“, der im Berliner Schauspielhaus erfolgreich zur Aufführung gelangte. Es sind hier nur die bekannteren Dramen erwähnt worden, eine Reihe anderer war wechselndem Schicksal unterworfen. Doch ein echter Dramatiker, wie Justinus, konnte sich nicht entmuthigen lassen, und er hat bis zu seinem Tode rastlos seine dramatische Thätigkeit fortgesetzt. Zwei Breslauer Musikern, dem in Berlin lebenden Dr. Bogumil Zepler und dem Kapellmeister Mannheimer schrieb er wirksame Operntexte. (Zepler's „Brautmarkt zu Hira“ steht seit 2 Jahren auf dem Spielplan der Kroll'schen Opernbühne und wird sicher von dort aus einen Eroberungszug durch Deutschland machen.)

Bekannter als durch sein Bühnenwerk ist Justinus durch die unzähligen Feuilletons, die im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte seinen Namen durch ganz Deutschland trugen. Sie behandelten zumeist eigene Erlebnisse in seiner bürgerlichen Umgebung und

schilderten das Leben des Mittelstandes und des kleinen Mannes liebenswürdig-humoristisch und bis in die intimsten Einzelheiten trenn. Ohne sich je um den Literaturreit zwischen Realisten und Idealisten zu kümmern, schrieb er seine kleinen Erzählungen und Aufsätze mit einem so glücklichen Gemisch von Idealismus und Realismus, als habe er längst das Hin und Her des literarischen Kampfs überwunden, — er stand in der That über den Parteien. Seine Feuilletons folgten mit einer Raschheit, die jeden des Schreibens Ambigen verblüfft. Da ist es denn auch nicht zu verwundern, daß nicht alles gleichwerthig war, daß manches unterließ, was der Feder eines Oscar Justinus nicht würdig schien. Doch darf man Justinus nicht von dem einseitigen Standpunkt eines verwöhnten literarischen Feinschmeckers beurtheilen. Wenn der Dichter diesen manchmal ein köstliches Gericht vorgesetzte, so soll man ihm keinen Vorwurf machen, daß er ein ander Mal mit verdünntem Humor für die Volkshahrung sorgte.

Auch diese Arbeiten verdienen Anerkennung, nicht literarische, aber höhere — ethische! Es ist nicht sein kleinstes Verdienst, daß Justinus vieles für die breiten Schichten der ungebildeten Klassen schrieb und dort seine edle, kindlich-reine Gesinnung, seinen idealen Eifer für alles menschlich Schöne und menschlich Hohe anregend wirken ließ. Wenn unsere naturalistischen Poeten behaupten, daß sie das moderne Leben nicht anders widerspiegeln können, als in der Unsauberkeit, die sie ringsumher erblicken, so kann Oscar Justinus als der schlagendste Beweis für die Unwahrheit dieser Behauptungen gelten. Wie er selbst schlackenrein, wie seine Seele frei von jeder Trübung menschlicher

Schwächen war, so blieb er's auch, wenn er zur Feder griff, und deshalb begegnen wir seinen Feuilletons in der Sonntagsbeilage der „Bosßischen Zeitung“, die in den Gelehrten-Kreisen Berlins eingebürgert ist, ebenso wie im „Lokal-Anzeiger“, dem Leibblatt der Diensthoten und Hinterhausbewohner. Kaum eine deutsche Zeitung und wohl keine deutsche Familienschrift, von der vornehmsten bis zur schlichtesten, wird es geben, die nicht eines der kleinen Feuilletons unseres Humoristen veröffentlicht hat. Für die meisten Tagesblätter und Wochenschriften war Justinus der beliebteste Mitarbeiter. Vor drei Jahren versuchte sich Oscar Justinus in einer größeren Satire: „Die Zehn millionenstadt“, worin er mit besamymischem Geschick ein Zukunftsbild Berlins entwarf, und eben jetzt, wo diese Zeilen in Druck gehen, wird sein erster und nun also einziger, großer Roman angekündigt: „Das Proletarierkind“,\*) auf dessen Wirkung seine Freunde sehr gespannt sind.

Das Schaffen eines Humoristen und Idealisten liegt abgeschlossen vor uns und giebt uns den erfreulichen Beweis, daß edles Streben und selbstlose Menschenliebe noch immer Lohn und Anerkennung finden. Oscar Justinus war ein Schriftsteller, dessen Name noch lange fortleben wird, nicht durch das, was sein Träger erreicht, sondern durch das, was er erstrebt hat. Sein Werk fortzusetzen, werden die edelsten seiner Kollegen immerdar bemüht sein, so lange eine deutsche Literatur bestehen wird. Und allen seinen literarischen Freunden und Berufsgegnossen darf man zurufen: „Eifert ihm nach, wenn ihr Muth und Kraft dazu habt!“

\*) Breslau, Verlag von E. Schottländer.

## Neue Bücher.

### Soldaten-Lieder

Von drei deutschen Offizieren.  
Herausgegeben von Heinrich von Keder.

Mugsburg,

Verlag der E. Reichenbach'schen Buchdruckerei (M. Siebert).

Das Volkslied ist, seitdem die Schefel-Wolfs-Baumbach'sche Neuronantik in die Mode gekommen war, vielfach als Vorbild benützt worden; berufene und unberufene Poeten haben es sich angelegen sein lassen, das Wesen desselben zu studiren und in eigenen Rhythmen seine Klangfarbe nachzuahmen. Auf diese Weise hat sich eine Art Salon-Volkslied herausgebildet, das vor Beginn der jüngstdeutschen Aera eine Zeit lang sogar eine gewisse Herrschaft in der deutschen Poesie erlangt hatte. Befieht man sich diese Literatur aber ein wenig näher, so gewahrt man, auch ohne ein Literaturkenner zu sein, daß sie nur verschwindend wenige Producte gezeitigt hat, welche unter die wirklichen Volkslieder eingereiht zu werden würdig sind. Wie das dachtende Volk sich räuspert und spukt, haben die Salon-Volksliederdichter wohl wegbekommen, aber von dem Geist des echten Volksliedes haben nur die

Auserwählten unter ihnen, und auch diese nur in seltenen Augenblicken der Inspiration eine entfernte Ahnung. Definiren läßt sich der Begriff des Volksliedes nicht; er muß empfunden werden, und ich kann deshalb, was ich im Folgenden von der in Rede stehenden Gedichtsammlung sagen will, nicht unter Beweis stellen, aber ich glaube, wer dem Büchlein eine auch nur flüchtige Aufmerksamkeit widmet, wird mir willig Recht geben. Zu den „Soldatenliedern“ der drei alten Krieger Karl Woldeemar Renmann (Hauptmann a. D. † 6. Februar 1888), Georg Beyer († als Oberlieutenant in München 1858) und Heinrich von Keder (Oberst a. D. in München) ist nämlich ungesucht und ungekünstelt der echte Volksliederton von selber angeschlagen. Die uns überlieferten volksthümlichen Soldatenlieder alter Zeiten, wie sie in „Des Knaben Wunderhorn“ und anderen Sammlungen zusammengetragen sind, unterscheiden sich in Nichts von den Liedern unserer drei Poeten, höchstens daß letztere durch größere Feinheit und Correctheit der Form dem modernen Geschmack und Verständniß sich besser anzupassen verstehen. Im

übrigen zeigen sie dieselbe Urprünglichkeit und Frische der Empfindung, dieselbe bald fein poetische, bald unwüthig kräftige, bald sogar drastische Ausdrucksweise, und dieselbe, den äußeren Eindrücken gemäß unter der Hand wechselnde Stimmung, wie jene. Es spiegeln sich darin alle Phasen des Soldatenlebens getreu wieder. Die Langeweile, die Liebesleiden, der Lustig und der Glanz des Garnisonlebens, die Poesie des Mariches und des Treibens im Lager, die Oede der Festungshaft und die Aufregung des Krieges, Freud' und Leid in der Heimath und in Feindes Land, und sogar die Abenteuer erotischer Schauplätze und ferner Zeiten werden mit schlichten und doch überraschend bereicherten Worten dem Leser vor Augen geführt. Was diese frischen Soldatenlieder besonders anziehend macht, ist, daß sie zweifellos unmittelbar aus den Erlebnissen der Dichter hervorgewachsen sind. Viele unter ihnen bringen ihre Melodie selber mit, und wenn sie nicht jetzt schon von den Soldaten auf dem Marsche, in der Kasernenstube und am Vivouatfeuer gesungen werden, so wird dies doch in Zukunft sicherlich geschehen. Andere, welche ihrem Inhalt nach der epischen Gattung sich anschließen, können sich den besten Balladen unseres Volksliederschatzes an die Seite stellen. Namentlich gehören dahin einige von Heinrich von Rebers Landsknechtsliedern, welche mit ihrer düsternen Stimmungsfarbe an die altenglischen Volksballaden erinnern, von denen Herder eine Auswahl mitgetheilt hat. Ich bedauere aufrichtig, daß der Raum es mir nicht gestattet, hier einige Proben anzuführen; sie würden mehr als alle Lobprüche dem Büchlein Freunde gewinnen. Ich empfehle die Lectüre angelegentlich allen Liebhabern urprünglicher und volksthümlicher Poesie. Keiner wird sich danach unbefriedigt fühlen. Insonderheit der Soldat, welcher sich etwa das Niederbuch der drei alten Kameraden als Manöver-Brevier in den Brotbeutel oder in die Satteltasche steckt, wird es nach den Strapazen des Tages immer gern hervorholen, um sich an dem Lachsal dieser quellschönen Poesie zu erquicken. Und wenn es dann nach der Rückkehr in die Garnison von Hand zu Hand geht, so wird dieser patistische Erfolg sein bestes Lob sein.

Julius Gesellhofen.

## Im Zeichen Merkurs:

Von Paul Rahnitz.

Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. 1893.

Seitdem in „der Weide Zweigen, die zu Baches Seit', lauschend Amor den Zauberreigen schlang“ (S. 19) singt Herr Rahnitz „viel“. Es ist ein grauer Sang, den er nun „im Zeichen Merkurs“ beut. (Der Titel ist mir, ich gestehe es aufrichtig, ganz unverständlich. Hieße es wenigstens: Im Zeichen des Gottes der Diebe, dann könnte man doch gut Geistesleeres erwarten, aber leider trifft das nicht zu. Dinstel bleibt der tiefe Sinn). Ueber eines mag sich der Pegasuschinder trösten: „Dem blöden Philister zum Schmerze“ (S. 20) wäre seine Tinte daheim nicht eingetrocknet, ich glaube, es hätte ihm mancher „blöde Philister“ gedankt, wenn mit Philister ein Anti-Rahnitz bezeichnet werden soll. Es wimmelt zwar in dem unheimlich, dicken Buche (166 Seiten enggedruckt, Format „Adjutantenritte“ — wolv' eine Ideenassociation!) von „mild“ und „Bild“, „Wonne“ — „Sonne“, „Derg“ — und „Schmerz“, es giebt Sternelein, Vögelein und Englein, aber das nennt man noch nicht Dichten, lieber Herr Rahnitz. Seite 150 erklärt der Poet, wie ein Gedicht entsteht.

Der Philosoph im staub'gen Eck  
Er schintstirrt gar fein:  
Der Dichter nämlich soll nach ihm  
Von Gottes Gnaden sein.

Aber dem ist nicht so. Von Liebchens Lippen kühlt es sich Herr Rahnitz, das ist doch etwas anderes. Ob jedoch trotzdem im Himmel der Herrgott ihn „zu seinem Dichter“ weihen wird, das steht noch sehr in Frage. Ich glaube, der Herrgott hat Besseres zu thun. Zwar hat der Mufenritter viel geleistet, er hat Liebeslieder von sich gegeben, „freie Glocken“ geschlagen, die Passen gestreift, Heidelberg angeflötet, in Proletarierliedern gemacht, Distichen geschwitzt, die Frauenfrage „beleuchtet“, den Antisemiten eins verjagt, Alexander den Großen, Nebukadnezar und den „korssischen Kriegsdämon“ (natürlich!) hergenommen, Balladen geköhnt, Giordano Bruno und Wörth angeleiert — doch hat der Herrgott Besseres zu thun. Interessante politische Enthüllungen macht der Kriegsfähliche in Wörth (S. 40). „Im Straßengraben ruh'n“ zwei Krieger,

„Ein Bayer, ein Preuße, verschlungen die Säub',  
Zwei freudig (?) gestorbene Sieger.“

Da kommt „unser Frik“ und verselt:

„Das ist fürwahr der herrlichste Ritt,  
Im Deutschland für immer zu einen!“  
„Ihm brängt's in die Augen wie Weinen.“

Kein Gebiet bleibt dem unermüdblichen Sänger unererschlossen, auch 3 Gedichte in Prosa hat er verbrochen, die sich würdig den beststen Perlen seiner Mercurssammlung anreihen. Eines kam ich mir nicht verjagen. (S. 158.)

## III.

Die Erde ein Eisball und ausgestorben. Große abgesprengte Trümmer sausen klingend durchs unendliche Weltall. Nur ein Wesen lebt noch. Dort auf der Sternwarte (!!) steht einsam eine hehre Frau. Weiße Haare wallen um die reine Stirn und mit ersten scharfen Augen blickt sie durch ein Teleskop. Eine Zahlenreihe liegt neben ihr. Sie beobachtet einen Stern und nickt (!) — die Wahrheit.

Hören wir, was der Dichter über sich selbst sagt (S. 156) Nachstüf.

Ich möchte Dich recht kränken\*) —  
Im Herzen Dir errichten  
Ein Feuer, daß die Schmerzen  
Mir wieder lassen denken. (!)

Gefänge, tief und zündend (!),  
Von treuer Liebe sehnend,  
Aus deren prächt'gen Rhythmen\*\*)  
Der Schönheit Geister (!) reden.

O, ich möchte noch gerne citiren, von „des Lebens Ruhepol, der Ewigkeit Symbol“, den der Glückliche gesunden, Gräbern im Walde und derlei Säckelchen mehr, aber ich glaube, der Leser hat genug erfahren vom „Zauber“ dieser Lieder (S. 7), die „im Zeichen Merkurs“ gewuchert. Da ist mir Karl Federn doch lieber. (Gedichte von Karl Federn, Stuttgart, Verlag von Paul Neff.) Wenn er auch Herz — Schmerz zum Ueberdruße häuft und der Abwechslung wegen „Bild“ auf „füßt“ reimt, (S. 32 in dem Gedichte Malvasier, einem klassischen Beispiel dafür, daß man nur dann zu reimen braucht, wenn einem gerade ein Gleichklang unterkommt), so hat er doch Gedanken und kann Verse machen, ja manchmal sogar recht gute Verse, Lieder freilich nur äußerst selten. Das

\*) Der Rezer kühlt sich getroffen.

\*\*) Nur die Dumpe sind bescheiden.

ganze Buch muthet nur etwas modrig an, es ist kein Leben, kein Regen in dem ganzen Schwarm ellenlanger Gedichte, man liest und liest, und kommt man zu Ende, so könnte man wieder jedes einzelne von vorne beginnen, es ist vorübergegangen, hat keine Spur hinterlassen, es sind Worte und Sätze in kalte Formen gegossen. Antik überhauchte Oden liegen dem Autor am besten, aber es sind keine flügelgeschwungenen freien Rhythmen, keine funkelnden Bilder, keine lodenden Laute, es sind verstaubte Vergleiche, kraftlose Epigonen-schritte, Oden, nur hin und wieder matt durchglüht von lebendigeren Gefühlen. Der Dichter ist ein gebildeter Mann, aber was er uns aufstischt, ist Limonade, die er, daß muß man ihm lassen, recht gut zu bereiten versteht. Wenn die Hälfte aus dem Buche fortgeblieben wäre und zahllose Härten wären beseitigt worden, wäre die Limonade noch besser geworden.

Richard Schaukal.

## Die Insel Mhasvers.

Ein episches Gedicht von Maurice Reinhold von Stern.  
Dresden und Leipzig. E. Pierfons's Verlag.

Unter den modernen Poeten galt mir Maurice von Stern stets als eine der bedeutendsten, aber auch sympathischsten Erscheinungen. Er paart mit der Kunst und dem Farbensglanz seiner Schilderung eine Weichheit der Form, einen Wohlklang der Sprache, wie sie nur noch wenige von den Jüngeren aufweisen. Fraglos wirkt z. B. Liliencren's Art mächtiger, gewaltiger, hinreißender; aber dafür ist Liliencren ein Revolutionair der Poesie, während Stern dies nur auf dem Felde der Politik — war. In seinen letzten Schöpfungen grollt nur noch manchmal das fortziehende Gewitter proletarischer Kampfbegeisterung nach; aus dem haßerfüllten Streiter ist ein hochstrebender Denker, ein weltfreudiger Sänger geworden, der sich statt der rothen Welse die Rosenknoxe ins Knopfloch heftet. Als solch ein freundlicher Gesell erschien uns Stern schon in seinen „Nebensonnen“, einem Gedicht-Cyclus, der in einzelnen Stücken geradezu an die großartige Naturempfindung, an die frischquellende Sprachmelodik Goethe's erinnert. — Ein Gleichniß dieser seelischen Wandlung Stern's ist vielleicht sein neuestes Werk — die Insel Mhasver's — ein „episches“ Gedicht. Die Bezeichnung „episch“ scheint mir nicht ganz glücklich gewählt, — denn die Dichtung enthält größtentheils rein subjective Reflektionen. — Hier in Kurzem der Inhalt: Der schiffbrüchige Mhasver findet Rettung auf einer menschenleeren, doch mit tropischer Pflanzenpracht gesegneten Insel, die ihm Obdach und reichliche Nahrung beut. Widerwillig hat er sich von den Wogen ans Land treiben lassen, doch angesichts der paradiesischen Einsamkeit erwacht in ihm, den das Treiben der Menschen angefeht, aufs Neue die Freude am Leben: „O heil'ger Friede, süße Einsamkeit! Verstummt das Wort, das nach Erlösung schreit. Wenn hinter mir die alte Welt verweht — Erst ist wird der nur, der sich selbst erlöst. Ich stau' die Welt mit Kinderangen an — Wie schön sie ist, da ich dem Troß entrann!“

Aber diese Freude hält nur so lange vor, als er streben und schaffen muß. Da sein Haus gebaut ist,

da der Vorrath geschichtet liegt, da die trostlose Regenzeit beginnt, schleicht drohend um ihn das Gespenst der Langeweile.

„Woh! regnet es — doch gehe ich von Haus —

Die Angst des Müßigseins jagt mich hinaus.  
Ein nasses Mänschen brüht an mir vorbei —  
Die Vögel schälen. — Debes Einerteil!“

Zum Glück stößt er auf abgeplitterten Schieferstein. Und wie Salas u. Ganz schreibt auch er drei Tafeln voll, doch nicht mit Klagen über seine grenzenlose Vereinsamung, nein mit dichterischen Phantasieen. Es sind drei Visionen („Geisterjacht“, „Ryklops“ und „Weltuntergang“) voll erhabener Gedanken und düsterer, packender Farbengebung, die nur den einen Fehler haben, daß sie mit dem Ganzen in einem etwas losen Zusammenhang stehen. — Aber als diese Arbeit vollbracht, ergreift Mhasver aufs Neue das ganze Weh dieses leeren, einsamen, ziellosen Daseins.

„Die Welle rauscht eintönig auf den Tang —  
Gelobte Einsamkeit — du machst mir bang.“

Auffschreien müßt' ich wie ein wildes Thier —  
Das Menschenheimweh lobert heiß in mir!

Prahlender Hero's auf der Siegesspur:  
Da halt Du sie — nun lieb doch die Natur!  
Umarm' die Steine, küß' das heiße Land —  
Und lieh' in Minne mit dem Meeresstrand.  
Ja sieh' nur zur Natur in Deinem Schmerz —  
Sie wird Dich höhnen, denn sie hat kein Herz.  
Ein Herz, ein Herz, ein warmes Herz im Leib! —  
Ich suchte ihm — nun schmacht ich nach dem Weib!“

Und als ein vorüberziehendes Schiff, von dem er Erlösung erhofft, ihn ähst, stürzt er sich verzweifelt in die Fluth.

„Getilgt ist so des düsteren Daseins Juch —  
Du sollst nicht tödten, ist ein leerer Spruch . . .“

Aus diesen wenigen Angaben wird der Leser doch wohl zu ermeßen vermögen, welch' hohen Gedankensflug die Dichtung nimmt. Sprachlich könnte sie zwar fast den Anschein erwecken, als sei der Verfasser nicht immer seiner hochgestellten Aufgabe gewachsen; denn die Diction weist mancherlei triviale Wendungen auf. Allein man wird bedenken müssen, daß dieser Mhasver ein moderner Mensch ist, dessen Charakteristik einige moderne banale Ausdrücke schon verträgt. — Immerhin stört es die Wirkung der prächtigen Schilderungen, wenn Stern z. B. seinen Mhasver beim Anblick des stürmischen Meeres ausrufen läßt:

„Zum Meere eil' ich! — Ah! wie imposant!  
Das wälzt sich rollend auf den nackten Strand.“

Solche Mängel können indeß uns die Freude am Ganzen nicht trüben. Selbst der wechselfache Gleichklang der Strophen scheint mir eher zum Colorit des Ganzen zu stimmen: eintönig schlagen sie an das Ohr wie die Wellen an das einsame Eiland. — Daß Stern auch im engen Rahmen dieses Strophenbaues leuchtende Landschaftsbilder, dramatisch wildbewegte Vorgänge meisterhaft zu schildern weiß, hat er uns in den meisten Abschnitten bewiesen. Und so kann man denn auch sein neuestes Werk, das mir seines großen Talentes durchaus würdig erscheint, von Herzen willkommen heißen.

Carl Biberfeld.

## Kleine Mittheilungen.

Von C. B.

Die „Deutsche Romanzeitung“ brachte jüngst die Mittheilung, daß eines unserer begabtesten Mitglieder, der Dichter Hubert Müller, der leider seit zwei Jahren geistig unmadet ist, in Berlin seinem Leiden erlegen sei. Wir haben sofort bei dem

Bruder des Todtgegangenen, Herrn Georg Müller, entsprechende Erkundigungen eingezogen und erfahren von diesem, daß zwar die Notiz der „D. R.“ auf einen Irrthum beruhe, daß aber der Zustand des kranken Dichters sein Ende bald erwarten lasse

Herr Georg Müller übersendet uns gleichzeitig die zweite, vermehrte Auflage der Gedichte seines Bruders. Wir können es uns nicht verlagern, aus diesen form schönen, wehmüthvollen Liedern, die zumeist während der herbsten Prüfungszeit Müller's — brühen in America — entstanden sind, wenigstens eines hier wiederzugeben:

### Der Paradiesvogel.

Von einem Wundervogel geht die Kunde,  
Der fern im Süden über reichen Auen  
Beständig schwebt in ewig klaren Blauen  
Und schweben muß, wenn er auch strebt zum Grunde.  
Denn ob Natur auch in der zweiten Runde  
Kein Wesen schuf, so schön wie er zu schauen,  
Versagte sie ihm doch — man sieht's mit Grauen! —  
Der Fülle einzig's Stütze bis zur Stunde.  
So muß er zwischen Erd' und Himmel schweben,  
Und kann doch Erd' und Himmel nie erreichen,  
Bis einst der Tod beschleicht sein herbes Leben.  
O trübe Mär! Auch manche Menschen gleichen  
Dem Vogel dort in seinem bangen Streben  
Und können sterbend erst der Qual entweichen.

Einem Zeitungsnotiz entnehmen wir, daß jüngst in Schmiedeberg i. R. ein „schlesischer Dichterabend“ veranstaltet wurde, an dem Dichtungen und von Schlesiern componirte Lieder heimischer Poeten zum Vortrag gelangten. Der Erfolg war auch materiell ein höchst erfreulicher, da dem starken Besuch das Geträgüß reichlich entsprach. Ein detaillirter Bericht liegt uns nicht vor — zu unserm Bedauern, denn wir wünschten diesen Bestrebungen, die oft mächtiger als das gedruckte Wort dem schlesischen Volke die Leistungen seiner Dichter nahe führen, die weitestgehende Beachtung. — Namentlich in Breslau thäte es noth, dem gegebenen Beispiel des Oesteren nachzueifern. — Wann werden unsere hiesigen Literaturfreunde, die noch immer „wie hyponotisiert“ nach dem allein selig machenden Berlin starren, erkennen lernen, daß auch hier manch' schätzbares Talent blüht, stark genug, um es mit manchem, nur lungenkräftigeren Modepoeten aufzunehmen?!

Das in Berlin erscheinende „Kleine Journal“ veröffentlichte jüngst das uns von Justins kurz vor seinem Tode zugesandte Gedicht „Reminiscenz“ zugleich mit der Meldung, daß ihm dasselbe direct zur Verfügung gestellt worden sei. Diese

Notiz, die wie in viele Zeitungen und in einige Blätter unserer Provinz übergegangen ist, beruht auf einer Unterlassungssünde. Eine Berichtigung ist bereits erfolgt. — Wir haben durchaus nichts dagegen, wenn andere Blätter die in unserm Organ veröffentlichten Gedichte abdrucken, nur müssen wir dann uns erstens der Zustimmung des Verfassers vergewissern (was freilich leider im vorliegenden Falle ausgeschlossen war) und zweitens um die Höflichkeit bitten, auch gnädigst die Quelle anzugeben.

„Vor's Gericht“, ein abendfüllendes Schauspiel von unserem Mitarbeiter Hans von Basseow, geht noch vor der Berliner Premiere erstmalig am Stadttheater in Gelle in Scene, wo Dr. Karl Michel, der gerade mit derartigen psychologisch fein durchgearbeiteten und scharf umrissenen Verbrechen typen neue und starke Eindrücke erzielt, die Hauptrollen spielen wird.

### Briefkasten.

H. D. Lauban. Wir haben uns mit Ihrem liebenswürdigen Gruß, den Sie uns in Gemeinschaft mit Freund Nöthig vom Greifenstein sandten, herzlich gefreut. — Zu der Auszeichnung, die Ihnen in Ihrer Wissenschaft geworden, gratuliren wir bestens. Hoffentlich blühen Ihnen auf dem Ager der Poesie bald noch schönere Erfolge, wie aus dem trockenen Felde der Jurisprudenz. — G. F. Kattowik. Ein Fortschritt — namentlich in der formalen Behandlung — ist unverkennbar; — allein es steht in Ihren Versen noch viel Künsterei und angelesene Reminiscenz. Aus einem der Gedichte leuchtet ein hübscher und verwendbarer Gedanke; vielleicht läßt sich daraus etwas machen. — E. M. Gottbus. Herzlichen Dank. Die „Mire“ und „Sprachmethode“ hoffen wir bald zum Abdruck bringen zu können; wenn auch freilich mit einigen Aenderungen. Sie geben uns doch wohl Vollmacht dazu?! — J. W. Jüterbogk. Leider wird sich aus Ihrer Sendung nichts verwenden lassen; aber wir haben sie jedenfalls als ein Zeichen Ihrer treuen Anhänglichkeit gern begrüßt.

Der Vereinsbericht für August gelangt nach Ablauf des Monats zur Veröffentlichung.

Am 28. October d. J. feiert unser Freund und Vereinsgenosse

## Max Heinzel

seinen sechzigsten Geburtstag. Anlässlich des Tages soll dem Dichter, der so Viele durch den Klang seiner Lieder, durch seinen goldenen Humor erfreut hat und dem es doch nicht vergönnt war, selbst klingende Schätze zu sammeln, eine Ehrengabe dargebracht werden. Zu diesem Zwecke hat sich in Breslau ein Haupt-Comité gebildet, das auch den Unterzeichneten als den Vertreter der Breslauer Dichterschule zugezogen hat.

Wer würde verkennen, daß gerade unserem Vereine die Aufgabe obliegt, seinen Heinzel zu ehren?! Seit dreißig Jahren ist er mit uns verwaachsen, ist er unser treuester Mitarbeiter, der selbstlose, hochbegabte Vorkämpfer unserer Bestrebungen. — Wenn heut die schlesische Poesie in dem kleinsten Dörfchen unseres schönen Landes, ja weit über die Grenzen unserer Provinz hinaus Freunde und Verehrer findet, so danken wir das nicht zum Geringsten ihm, der als ihr unermüdlicher Troubadour sangesfroh von Ort zu Ort gezogen ist.

Aber wir als seine engeren Freunde, als seine Mitstrebenden, die wir zumeist an uns selbst es verspüren, wie kärglichen Lohn des Dichters Schaffen trägt, — wir wissen auch, daß es vor Allem gilt, den Lebensabend Heinzel's vor Sorgen sicher zu stellen, wenn der frische Quell seiner Lieder nicht versiegen soll. — Wie einst das gesammte deutsche Volk seinem Freiligrath, wie jüngst das steirische seinem Mosegger, so möge jetzt auch das schlesische seinem Heinzel beweisen, daß es seine alternden Dichter vor den niederen Sorgen des Daseins zu schützen weiß. — Und mit in erster Reihe stehe da der Hort heimischer Poesie, die Breslauer Dichterschule!

Der Unterfertigte richtet daher an alle Mitglieder, wie an alle Leser dieses Blattes die herzlichste Bitte, den schönen Zweck nach Kräften zu fördern. Beiträge nimmt er sowohl, wie die Expedition (Herr Ludwig Sittenfeld, Ring 15) entgegen.

Breslau, im August 1893.

Der Vorsitzende der  
**Breslauer Dichterschule,**  
Carl Biberfeld,  
Feldstraße 7.

Alle auf die Expedition der „Monatsblätter“ bezüglichen Briefe und Sendungen sind fortan zu richten an Herrn Ludwig Sittenfeld, Ring 15. Zuschriften für die Breslauer Dichterschule an den Schriftführer, Herrn Emanuel Ginschel, Lehndamm 17.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Biberfeld, Breslau, Feldstraße 7.  
Commissions-Verlag und Druck von S. Eilenfeld, Breslau, Ernststraße 10.  
Im Buchhandel zu beziehen durch Victor Zimmer vorm. Leutart'sche Sortiments-Buchhandlung in Breslau.